

Franckesche Stiftungen zu Halle

William Shakespear's Schauspiele

Der Sturm

Shakespeare, William

Zürich, 1775

VD18 90844890

III. Ueber die beyden Veroneser.

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden. Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

[urn:nbn:de:gbv:ha33-1-216086](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:ha33-1-216086)

III.

Ueber die beyden Veroneser.

Fieldings Schwester, Miß Lenor, die sich durch verschiedene Werke des Witzes, und vorzüglich durch die schöne Englische Umarbeitung des Griechischen Theaters vom P. Brumoy bekannt gemacht hat, veranstaltete vor zwanzig Jahren ein nützliches Werk, worin die Novellen, woraus Shakespear viele seiner Stücke geschöpft hat, gesammelt, und mit den Stücken selbst kritisch verglichen sind *). Ich werde von diesem Werke noch zum öftern Gebrauch machen, und dem Deutschen Leser das wesentlichste desselben in diesen Anhängen vorlegen. Bey dem Schauspiele, wovon wir hier reden, hat sie die Entdeckung gemacht, daß ein Theil seines Inhalts im zweyten Buche der Diana, eines bekannten Spanischen Schäferromans des Montemayor, enthalten ist **). Hier ist der Auszug

*) *Shakespear Illustrated*, or the Novels and Histories, on which the plays of Shakespear are founded &c. &c. Lond. 1754. 3 Vol. 8. Ueber die Veroneser Vol. 3. p. 1. fs.

**) Ich habe davon die Ausgabe Paris 1611. 8. vor mir, deren auch Hr. Prof. Dieze in seinem Velazquez S. 92. erwähnt, wo man von dem Verfasser und dem Buche nähere literarische Nachrichten findet. In gedachter Ausgabe steht die hieher gehörige Geschichte p. 89. fs.

der Erzählung, worin man bald eine grosse Aehnlichkeit mit Juliens Geschichte in den Veronesern entdecken wird. Ich merke nur noch an, daß dieser Roman, nach dem Zeugnisse der Genox, zu unsers Dichters Zeiten schon ins Englische übersetzt war *), wodurch die Entlehnung desto wahrscheinlicher wird.

„Drey Nymphen, die sich dem Dienste der Diana gewidmet hatten, verirren sich zu weit von dem Tempel dieser Göttinn, wo sie wohnten, und begnügen im Gehölze eben so viel wilden Männern, die, von ihrer Schönheit eingenommen, sie mit Gewalt hinwegzuführen suchten. Ihr Geschrey brachte eine junge Schäferinn zu ihrer Hülfe herbey, die mit

*) Man hatte schon im Jahr 1578 eine Französische Uebersetzung davon gemacht. Die Deutsche, von Harsdörfer, ist zu Nürnberg 1648. 8. gedruckt. In Ansehung der Englischen Uebersetzung sagt Farmer im Anfange seiner Anmerkungen zu der neuesten Ausgabe des Dichters, er habe keine ältere gesehen, als die von Bartholomew Jong, der seine Zuschrift vom November 1598 datirt; indeß gedenkt Meres in seinem *Wil's Treasury*, der in dem nämlichen Jahre gedruckt ist, der beyden Veroneser ausdrücklich. Montemayor wurde freylich zwey oder drey Jahre vorher von einem gewissen Thomas Wilson ins Englische übersetzt; allein dieß Werk ist ganz gewiß niemals ganz herausgekommen. Vielleicht waren einzelne Stücke daraus gedruckt; oder die Erzählung war auch von andern übersetzt — Steevens bemerkt mit Recht, daß Begebenheiten dieser Art in den alten Novellisten häufig vorkommen.

mit einem Bogen und Köcher bewaffnet war, und ihre Pfeile so glücklich auf die Räuber schoß, daß sie in wenig Augenblicken alle athemlos zu ihren Füßen lagen, und so die Nymphen von der ihnen drohenden Gefahr befreyt wurden. Ihre außerordentliche Schönheit, die Würde ihrer Miene, vorzüglich aber ihre erstaunliche Tapferkeit, brachte die Nymphen auf die Gedanken, daß sie irgend eine Gottheit seyn mußte, die vom Himmel herabgekommen wäre, um sie vor der Unehre zu schützen. Voll von diesen Gedanken warfen sie sich ihr zu Füßen, redeten sie wie eine Gottheit an, und dankten ihr für den Beystand, den sie ihnen verliehen hatte. Die Schäferinn hob sie von der Erde auf, versicherte ihnen mit Thränen, sie sey keine Göttinn, sondern ein blosses Frauenzimmer, und eine von den schwächsten ihres Geschlechts; unglücklich durch die Liebe, und von dem grausamsten Schicksale zu Boden gedrückt.

Die Nymphen, vom Mitleiden und einer dankbaren Empfindung ihrer Verpflichtung gegen sie gerührt, suchten ihren Kummer zu lindern, baten sie, ihre Geschichte zu erzählen, und versprachen ihr ihren Beystand. Da die Schäferinn bereitwillig dazu war, ihre freundschaftliche Neugierde zu befriedigen, so setzten sie sich an das Ufer eines Bachs, der murmelnd vor ihnen hinfloß, als sie so ihre Geschichte anfieng:

Wißt, schöne Nymphen der keuschen Göttinn,
(Erster Band.)

B b

daß Vandalia, ein nicht weit von hier gelegnes Land, mein Vaterland ist; mein Vater Andronio, ein angesehner Mann, wegen seiner Geburt, seiner Reichthümer, und fürnehmlich wegen der ihm eigenen Anmuth und Aufrichtigkeit seines Betragens, wurde sehr jung an ein Frauenzimmer verheyrathet, welches Delta hieß, in die er ungemein verliebt war. Es giengen viele Jahre hin, eh es den Göttern gefiel, sie mit einem Kinde zu beglücken; endlich erhielt meine Mutter diese Hoffnung noch in ihrem Alter, und in einer Nacht, während ihrer Schwangerschaft, da sie von schreckhaften Besorgnissen besunruhigt wurde, und nicht schlafen konnte, bat sie meinen Vater, ihre Mergilichkeit durch Vorlesung irgend einer angenehmen Geschichte zu zerstreuen. Mein Vater willfahrte ihr, und las das Urtheil des Paris.

Meine Mutter moralisirte über diese Geschichte, und tadelte die Partheylichkeit in dem Ausspruche des Schäfers. Paris, sagte sie, war von einer sinnlichen Neigung für die Schönheit berauscht, und nicht im Stande, wie er gesollt hätte, an die edlern Eigenschaften der Seele zu denken. Die heroische Tugend ist die glänzendste von ihnen allen; und deswegen verdiente die Göttinn der Schlachten den Vorzug. — Man streift nicht um den Preis der Tugend, sondern der Schönheit, versetzte mein Vater; der Apfel sollte der Schönsten gegeben werden; Paris ertheilte ihn also mit Recht der Venus, die an Reize ihre Nebenbuhlerinnen so weit übertraf. —

Der Apfel hatte freylich die Aufschrift: Der Schön-
sten; aber das war nicht von der körperlichen, son-
dern von der geistigen Schönheit zu verstehen; denn
die Tapferkeit ist eine von den vornehmsten Tugen-
den der Seele, und die Uebung in den Waffen ei-
ne Aeußerung dieser Tugend. Wäre Paris ein
weiser und kaltblütiger Richter gewesen; er hätte
der Minerva den Apfel gegeben.

Dieser Streit währte so lange, daß meine Mut-
ter endlich vom Reden müde wurde, und fest ein-
schief. Auf einmal erschien ihr die Göttinn Venus
im Traume, mit himmlischem Lichte umkleidet; in
ihren Augen war ein gewisser liebenswürdiger Ernst;
denn Zorn konnte nicht auf dem Gesichte dieser rei-
zenden Gottheit verweilen; mit einer majestätisch
angenehmen Stimme redete sie meine Mutter fol-
gendergestalt an: Woher, Delta, deine Verach-
tung einer Macht, die dir von jeher günstig gewe-
sen ist? Hast du die Zeit vergessen, da dein Herz
zuerst von zärtlichem Feuer gegen deinen Andronio
glühte? Da suchtest du meine Altäre; da suchtest du
um meinen Schutz. Ich hörte und gewährte alle
deine Wünsche; und dafür dankst du mir so? Aber
wisse, Undankbare, du sollst der Rache einer belei-
digten Gottheit nicht entziehen; du sollst einen Sohn
und eine Tochter zur Welt bringen, aber du sollst
es nicht erleben, der Mutterfreuden zu genießen;
der Augenblick ihrer Geburt soll der letzte deines
Lebens seyn. Auch soll meine Rache hiemit noch
nicht aufhören; deine unglücklichen Kinder sollen

die Wuth meines gerechten Zorns fühlen ; sie sollen beyde unter der Marter einer hoffnungslosen Liebe schmachten, und die Opfer derjenigen Macht seyn, welche du zu verachten gewagt hast.

Die Göttinn endigte hier, und verschwand aus ihrem Gesichte, als sogleich die himmlische Gestalt der Tochter Jupiters, der göttlichen Minerva vor ihr stand. Sie lächelte mit feyerlicher Anmuth, und sprach mit ernsthafter, aber melodischer Stimme folgendes zu ihr : Die Göttinn Pallas dankt dir, Delia, für den Eifer, den du für ihre Ehre bewiesen hast, und zur Belohnung verspricht sie dir, deinen Sohn und deine Tochter so mächtig in den Waffen zu machen, daß ihre Tapferkeit das Wunder ihres und aller folgenden Zeitalter seyn soll. Sobald sie dieß gesagt hatte, verschwand sie, und meine Mutter, voll heiligen Schauders, erwachte.

In weniger als einem Monat hernach wurde sie von mir und einem Sohne zugleich entbunden, und starb, wie ihr die Göttinn gedroht hatte, alsobald. Mein Vater, der dem Grame über ihren Verlust unterlag, folgte ihr in wenig Monaten, und hinterließ meinen Bruder und mich in den Händen einer Tante, welche Aebtissinn eines Klosters war. Wir waren bey ihr, bis in unser zwölftes Jahr, in welchem mein Bruder an den Hof des Königs von Portugall gieng, wo er sich in wenig Jahren durch seinen Heldenmuth im Kriege einen unssterblichen Ruhm erwarb, welcher doch nicht hinreichend war, ihn für die Leiden schadlos zu halten, die ihm die

Liebe verursacht hat. Ich kam aus dem Kloster in das Haus meiner Großmutter, unter deren Aufsicht ich kaum mein siebzehntes Jahr erreicht hatte, als ich von dem undankbaren Feller gesehen, und zu meinem Unglücke geliebet wurde.

Dieser junge Edelmann hatte mich auf einem Grasplatze hinter meiner Großmutter Hause spazieren sehen, das nicht weit von dem seinigen entfernt war, und suchte alle Gelegenheiten auf, mir seine Liebe durch feurige Blicke zu erklären; und da ich diese nicht zu verstehen schien, beschloß er, an mich zu schreiben, und gewann über die nachgehende Denkart eines meiner Kammermädchen, die Rosina hieß, so viel, daß sie es auf sich nahm, mir seinen Brief einzuhändigen. Das schlaue Mädchen brauchte tausenderley kleine Kunstgriffe, um mich dahin zu bringen, diesen Brief anzunehmen; und ob mir gleich ihre Zudringlichkeit im Grunde nicht mißfiel, so stellte ich mich doch so böse darüber, als ich konnte. Ich sagte ihr mit ganz verdrießlichem Gesichte: Wenn ich nicht meinen Stand bedächte, und den Tadel der Welt fürchtete, so würde ich sie meiner Dienste mit aller der Beschämung entlassen, welche ihre Dreistigkeit verdiente.

Mich dünkt, ich habe das listige Mädchen in diesem Augenblicke vor meinen Augen, und sehe noch, wie schlaue sie den Verdruß und die Unruhe, worein sie mein Zorn versetzte, mit einem verstellten Lächeln zu verbergen wußte. Glauben Sie mir, mein Fräulein, sagte sie, ich wollte mit meinen anhaltenden

Bitten, daß Sie den Brief annehmen möchten, nichts weiter, als Sie zum Lachen bringen. Ich dachte nicht, Sie dadurch zu beleidigen; aber da ich, wider alles mein Vermuthen, sehe, daß ich es gethan habe, so will ich Ihnen nicht länger damit beschwerlich fallen. Als sie dieß sagte, steckte sie den Brief wieder in die Tasche, und verließ mein Zimmer. Ach! mit welcher Begierde verfolgte mein Blick ihre Schrift! Ich wünschte nichts sehnlicher, als den Brief zu sehen; aber Stolz und Bescheidenheit, die mich vorhin antrieben, ihn abzuweisen, vereinigten sich nun mit der Beschämung, und hielten mich ab, ihn wieder zu fodern, nachdem ich mich so erkört gestellt hatte.

Ich blieb diesen ganzen Tag tiefsinnig und übel aufgeräumt; des Abends, als Rosina mir in meinem Zimmer aufwartete, wartete ich mit ängstlicher Ungeduld auf die Erneuerung des Gesprächs, worüber ich des Morgens so mißvergnügt geschienen hatte; aber leider! meine Hoffnung schlug fehl; Rosina hatte sichs entweder wirklich vorgenommen, oder that doch, als ob sie sichs vorgenommen hätte, des Briefes nicht weiter Erwähnung zu thun. Ich wollte indeß doch einen Versuch machen, ob sie wohl irgend eine Gelegenheit dazu ergreifen würde. Ist es wirklich an dem, sagte ich, daß Don Felix, ohne meine Ehre zu bedenken, sich untersteht, an mich zu schreiben? O! mein Fräulein, antwortete sie mir ganz kalsinnig, dergleichen begegnet wohl mehr jungen Damen, die eben so liebenswürdig sind,

als Sie. In der That, ich bedaure es, daß ich Sie durch die Bitte, seinen Brief anzunehmen, beleidigt habe; aber ich wußte nicht, daß Sie in diesem Stücke so strenge wären. Ich bitte, verzeihen Sie es mir; denn von diesem Augenblicke an, will ich kein Wort mehr davon erwähnen. Dieß Betragen war mir höchst unangenehm; indeß that ich noch übel aufgeräumt, so lange sie da war. Diese Nacht schien mir zweymal so lang, als gewöhnlich zu seyn; voll von tausend unruhigen Gedanken wartete ich ängstlich auf den Tag, ohne meine Augen ein einziges mal zu schliessen. Endlich kam der Morgen, und Rosina, die mich zur gewöhnlichen Zeit bey meinem Puktsche bediente, ließ den Brief neben mir fallen, und, wie mich dünkte, mit Fleiß. Als ich es merkte, sagte ich: Was hast du da fallen lassen? Es war nichts, antwortete sie; aber ich bestand darauf, das zu sehen, was gefallen war. Uns Himmels willen, mein Fräulein, sagte sie, warum sind Sie so begierig, es zu sehen? Es ist der Brief, den ich Ihnen gestern geben wollte. Ich glaube dir's nicht, antwortete ich. Gieb mir's her, damit ich dir deine Lüge beweisen könne! Sogleich gab sie ihn mir in die Hände, und versicherte mich, mit einer offenbar verstellten Verwirrung, es wäre kein andrer. Du hintergehst mich, sagte ich, und verstellte mich noch immer; es ist ein Brief an dich selbst, von einem deiner Liebhaber, und ich will ihn lesen, um zu sehen, ob er deiner Gunst würdig ist. Indem ich dieß sagte, öffnete ich den Brief, der,

wie ich es erwartete, vom Don Felix an mich gerichtet war.

Die zärtlichen und feurigen Empfindungen, welche er enthielt, wirkten dergestalt auf mein weiches, herziges Gemüth, daß ich dem Verlangen nicht widerstehen konnte, ihm eine Antwort zu geben, die ihm zu meiner künftigen Gewogenheit Hoffnung geben sollte. Ich bat ihn mein Mädchen wegen der Strenge um Vergebung, die ich gegen sie gebraucht hatte, und, im völligen Vertrauen auf ihre Zuverlässigkeit und Liebe zu mir, theilte ich ihr den Inhalt des Briefes mit, und bat sie um ihren Beystand, ihm einen zurück zu bringen; dieß versprach sie sehr willig, und richtete es eben so treulich aus.

Da mein Brief darauf angelegt war, mehr Hoffnung als Verzweiflung bey ihm zu erregen, so unterließ mein Liebhaber nichts, wodurch er mir seine heftige Liebe erklären konnte; alle Tage erhielt ich einen Brief, oder einige zärtliche Verse, alle Abend ein Ständchen unter meinem Kammerfenster. Ein ganzes Jahr gieng auf diese Art hin; und da ich nun endlich von der Aufrichtigkeit und von dem Feuer seiner zärtlichen Liebe versichert zu seyn glaubte, so entschloß ich mich, ihm meine Hand zu versprechen, als, zu meinem Unglücke, der Vater des Don Felix, der die Liebe seines Sohns zu mir erfahren hatte, um unsrer Heyrath zuvorzukommen, ihn sogleich an den Hof der grossen Prinzessin Augusta Cäsarina sandte, indem er ihm vorstellte, es schicke sich für einen jungen Cavalier von seiner

Abkunft nicht, seine Jugend zu Hause zuzubringen, wo ihn der Müßiggang und die Macht böser Beyspiele gar leicht verführen könnten.

Don Felix konnte sich nicht entschließen, mir diese grausame Neuigkeit zu melden, weil er fürchtete, daß ihn mein äußerster Kummer, wenn ich sie hörte, gar zu sehr rühren würde. Er gieng also weg, ohne Abschied zu nehmen.

Ach! keusche und liebenswürdige Nymphen! wie soll ich euch die Leiden beschreiben, welche ich in seiner Abwesenheit ausstand! Da ihr die sanfte Tyrannen der Liebe nicht kennt, wie soll ich euch die Martern begreiflich machen, welche getrennte Liebende fühlen? Ich fand sie so unerträglich, daß ich alles vergaß, was ich meinem Geschlechte, meinem Range, und meinem guten Namen schuldig war, daß ich meiner Großmutter Haus verließ, und in der Kleidung eines Edelknaben nach dem Hofe hinreiste, wo der Gegenstand aller meiner Wünsche war.

Ich brachte zwanzig Tage auf dieser Reise zu, während welcher mich meine Verkleidung oftmals in große Verlegenheit setzte; aber meine brennende Begierde, Don Felix wieder zu sehen, machte, daß ich sie nicht achtete. Bey meiner Ankunft mietete ich eine Wohnung in einer Strasse, die nicht sehr volkreich war. Meine ängstliche Ungeduld, Don Felix zu sehen, ließ mir nicht Zeit, an etwas anders zu denken, als wie ich diesen Wunsch befriedigen könnte; allein ich wagte es nicht, mich bey meinem Wirth nach ihm zu erkundigen, damit, wenn

meine Flucht vielleicht schon bekannt wäre, man keinen Argwohn wegen meines Standes und Geschlechts fassen möchte. Ich hielt es auch nicht für gut, darauf auszugehen, ihn zu suchen, aus Furcht, ich möchte bemerkt werden.

Ich brachte den ganzen Tag in dieser Unruhe zu; endlich kam die Nacht, und mehrte meinen Kummer. So sehr auch mein Geist und mein Körper ermüdet waren, so konnte ich doch nicht schlafen. Ich warf mich auf meinem unruhigen Lager bis Mitternacht umher, als der Wirth an meine Kammerthüre pochte, und mir sagte, wenn ich eine schöne Musik hören wollte, so möchte ich nur aufstehen, und das Fenster öffnen, das nach der Strasse zu gieng. In dem unruhvollen Zustande, worin sich mein Gemüth damals befand, war ich wenig im Stande, mich an der Musik zu vergnügen, so reizend sie auch seyn mochte. Indes stand ich doch auf, ohne daran zu denken, was ich that, und da ich mein Fenster öffnete, ward meine Aufmerksamkeit sogleich auf den Schall einer Stimme gezogen, die mir bekannt zu seyn schien. Ich horchte genauer zu, und merkte, daß es Fabio war, ein Edelknabe des Don Felix, der einigen nicht weit davon stehenden Leuten zurief: Nun, ihr Herren, es ist Zeit anzufangen, denn das Fräulein ist eben auf die Gallerie gekommen. Sogleich fiengen sie an, auf verschiednen Instrumenten zu spielen, welche, wenn mich nicht tausenderley Unruhen gefoltert hätten, mich durch ihre himmlische Harmonie entzückt ha-

ben würden. Sobald die Musik aufhörte, sang eine Stimme, die ich an ihrer bezaubernden Anmuth für die Stimme des Don Felix erkannte, einige zärtliche Verse, worin er sich über die strenge Sprödigkeit eines Mädchens beklagte, dem er seine Liebe gewidmet hatte *).

Diese mir so wohl bekannte Stimme wiegte mich in eine so süsse Schwärmeren der Freude ein, daß ich es vergaß, daß diese Verse an eine andre gerichtet waren. Das Bild unsrer vorigen Liebe wurde mir aufs neue lebhaft, und meine täuschende Einbildung stellte mir meinen Liebhaber vor, wie er vorhin war, als ob er diese schmelzenden Töne für mich aushauchte; aber dieser angenehme Traum währte nicht lange; ich fiel bald wieder in ein bittriges Gefühl meines kläglichen Zustandes zurück; ich wandte mich an meinen Wirth, und fragte ihn mit einem Seufzer, der mein ganzes Herz erschütterte, ob er das Fräulein kenne, dem die Musik gebracht würde.

Er antwortete mir, er kenne sie nicht; denn es wohnten so viele schöne Fräulein in der Strasse, daß es nicht leicht zu entdecken wäre, wem die Musik eigentlich gegolten hätte. Ich richtete also wiederum meine ganze Aufmerksamkeit auf die Stimme meines treulosen Liebhabers; aber ach! mit ganz andern Empfindungen! denn nun war meine ganze Seele voll von der finstersten Verzweiflung. Der

*) Im Spanischen ist hier eine Romanze, so wie in der Folge ein Sonnet und ein Lied eingerückt.

Morgen brach schon an, ehe dieß verwünschte Ständchen zu Ende war; ich gieng wieder zu Bette, und beweinte mit einem Strome von Thränen mein Unglück, und die Untreue des Don Felix.

Den größten Theil des Tages brachte ich auf diese Art zu; endlich stand ich auf, legte meine Mannsleider an, gieng aus, wanderte durch die Strassen, ohne irgend eine bestimmte Absicht, aber mit dem sehnlichen Wunsche, meinen meyneidigen Liebhaber zu sehen. Von ungefähr kam ich an die Thore des Pallastes; ich gieng auf einen grossen geräumigen Hofplatz, der vor demselben war, und sah eine grosse Menge Damen, jung, schön, und reich gekleidet, die sich an den Fenstern den jungen Edelleuten zeigten, die vorwärts und rückwärts vorbey giengen, und deren Augen verschiedentlich auf die Gegenstände ihrer Wünsche gerichtet waren.

Indem ich noch am Thore des Pallastes stand, in der Hoffnung, den Don Felix zu sehen, dessen Geliebte ich unter den Damen, die ich gesehen, ganz gewiß vermuthete, sah ich den Fabio kommen, ein paar Worte mit dem Thürsteher am zweyten Eingange reden, und hernach wieder zurückgehen. Mein Herz schlug von sehnlicher Erwartung; ich bildete mir ein, daß Don Felix kommen würde; ich irrte mich nicht, er kam, von einigen Bedienten begleitet, die alle in reiche Livreyen von gelben Sammet gekleidet waren, mit weissen und blauen Federn auf ihren Hüten; mein Liebhaber selbst

ward gerade eben so gekleidet, und hatte Federn von eben der Farbe auf seinem Hute.

Sobald er an das Thor des Pallastes kam, stieg er von seinem Pferde, und gieng die grosse Treppe hinauf. Ich blieb, von Empfindungen der Freude und des Schmerzens überwältigt, lange unbeweglich stehen; endlich erholte ich mich ein wenig, gieng auf den Fabio zu, zog ihn auf die Seite, und fragte ihn, wer der Edelmann sey, der eben in den Pallast hineingegangen wäre.

Du mußt hier gewiß ein Fremder seyn, versetzte er, wenn du den Don Felix nicht kennest; kein Edelmann am Hofe ist sonst bekannter, als er. Das mag wohl seyn, sagte ich; aber ich bin ein Fremder, und möchte gerne wissen, ob er eine besondere Ursache hat, Livreen von dieser Farbe zu geben.

Wäre es nicht so bekannt, antwortete er, so würd' ich es verschweigen; aber da dir es ein jeder andrer so gut entdecken kann, als ich, so will ich dir die Ursache sagen; er liebt ein Fräulein in dieser Stadt, Namens Celia, und es ist ihre Farbe, die er trägt.

Mein verwundetes Herz blutete von neuem bey dieser Bestätigung meines unglücklichen Schicksals; indeß verbarg ich meine Unruhe, und redete mit dem Edelknaben weiter über die Liebe seines Herrn; ich schloß aus dem, was er sagte, daß das Fräulein seine Liebe eben nicht sehr günstig aufnahm. Diese Versicherung belebte mein niedergeschlagenes Gemüth; ich ließ mich immer weiter ein, und sa-

bio machte mich, nach Art der Edelknaben, sehr offenerzig mit allen Angelegenheiten seines Herrn bekannt. Von diesen machte er einen schnellen Uebergang zu den meinigen, und fragte nach meinem Namen, Geburtsorte und Stande. Ich sagte ihm, mein Name sey Valerio, mein Vaterland Vandalia, und ich hätte bis ist noch Niemanden gedient.

Sabio wünschte mich, weil ich sein Landsmann war, zum Kameraden zu haben, und sagte mir, sein Herr habe ihm aufgetragen, einen Edelknaben für ihn zu suchen, er wolle mich also vorschlagen, wenn ich Lust dazu hätte. Ich nahm diesen Antrag sogleich an, da er mir Gelegenheit schaffte, meinen Don Felix alle Tage zu sehen.

Sabio hatte ihm von mir gesagt, und er ließ mich noch den nämlichen Abend zu sich kommen; ich gefiel ihm, und er nahm mich sogleich in seine Dienste. Diese Lage war für mich eine Quelle neuer Unglücksfälle; denn ist war ich eine Zeuginn, eine traurige Zeuginn von den Gewerben, Briefen und Geschenken, die meiner Nebenbuhlerin täglich zugesandt wurden.

Nachdem ich einen Monat in seinen Diensten gewesen war, vertraute mir Don Felix, der mich ungemein lieb gewonnen hatte, die ganze Geschichte seiner Liebe für Celien, und gab mir einen Brief an sie, den ich, wo möglich, ihr eigenhändig überliefern sollte. Urtheilt, schöne Nymphen, wie schmerzhaft mir dieser Auftrag seyn mußte! Ich übernahm ihn indeß doch, wurde vor das Fräulein

gelassen, und überreichte ihr den Brief. Celia sah mich sehr aufmerksam an, und nahm den Brief so an, als ob sie selbst nicht wußte, was sie that. Sie erröthete und erblaste wechselsweise, verwandte ihre Augen eine Zeitlang nicht von meinem Gesichte, und wurde dabey so sehr bewegt, daß ich sah, mein Anblick habe in ihrem Herzen eine grosse Veränderung hervorgebracht.

Sie kam wieder zu sich, öffnete endlich den Brief, übersah ihn flüchtig, warf ihn weg, und befestete ihre Blicke wieder auf mich. Das Glück, sagte sie nach einem kurzen Stillschweigen, ist dem Don Felix sehr günstig gewesen, daß es dich an diesen Hof gebracht hat, sein Edelknaube zu werden. Und auch mir, gnädiges Fräulein, sagte ich, daß es mir eine Gelegenheit verschafft hat, eine Dame zu sehen, deren Schönheit auf der Welt nicht ihres gleichen hat.

Celia lächelte, und sagte, ich hätte schon von meinem Herrn das Schmeicheln gelernt; indess schien ihr mein Gespräch nicht zu mißfallen, sie hielt mich noch länger auf, und that mir eine Menge Fragen über Felismena, die, wie sie gehört hatte, vormals des Don Felix Geliebte gewesen war.

Ich seufzte und erröthete, als sie meinen Namen nannte; aber meine Unruhe entgieng ihrer Bemerkung, und nachdem ich ihre Neugier wegen Felismenens befriedigt hatte, deren Schönheit, Wiß und Liebe zum Don Felix der Inhalt ihrer Fragen war, bat ich sie, meinem Herrn eine günstige Antwort zu schicken. Sag' ihm, versetzte sie, daß ich

seinen Brief gelesen habe, und daß ich geneigt bin, seine Versicherungen für aufrichtig zu halten. Aber, **Valerio**, setzte sie mit leiserer Stimme hinzu, diese günstige Antwort hat dein Herr dir zu danken. Ich sehe, du liebst ihn; und, um dir einen Gefallen zu thun, will ich ihm dieß Vergnügen machen. Sie begleitete diese Worte mit einem so ausdrucksvollen Blicke, daß es mir sehr leicht wurde, die geheime Bedeutung derselben zu errathen. Ich bückte mich ehrerbietig, und gieng voller Verwunderung über diesen unerwarteten Vorfall hinweg; jedoch nicht ohne Hoffnung, daß daraus etwas vortheilhaftes für meine Liebe erwachsen könnte.

Da **Don Felix** sah, daß er niemals eine Antwort von **Celia** erhielt, wenn ich nicht der Ueberbringer seines Briefes war, so trug er mir allezeit dieß Gesächste auf. **Celia** sah mich auf diese Art alle Tage, und faßte eine sehr heftige Zuneigung gegen mich, welche sie jedoch bloß durch ihre Blicke und Seufzer entdeckte; allein ihre Gleichgültigkeit gegen **Don Felix** war bey weitem nicht von den Folgen, die ich hoffte und erwartete; seine Leidenschaft schien immer stärker zu werden, je mehr sie ihn verschmähte, und seine Verzweiflung darüber war so groß, daß ich, aus Furcht, es möchte dadurch sein Leben in Gefahr gerathen, ich selbst, die am wenigsten ihr Mitleiden für ihn hätte ansehen sollen, mich ihr zu Füßen warf, und sie mit Thränen bat, den traurigen Zustand doch zu Herzen zu nehmen, worein ihre Härte meinen Herrn versetzt hätte.

Celia, die sich geschmeichelt hatte, einigen Eindruck auf mein Herz gemacht zu haben, schloß aus meiner bittenden Stellung und den ersten Worten, die ich vorbrachte, daß ich für mich selbst bitten wollte; aber kaum hörte sie den Namen des Don Felix, als sie auf einmal alle ihre vorige Gefälligkeit verlor. Ihre Wangen errötheten vor Unwillen; ihre Augen funkelten vor Wuth und Zorn; sie stand von ihrem Stuhle mit zitternder Bewegung auf: Geh fort, Undankbarer, sagte sie zu mir; bittest du mich für deinen Herrn, da du lange weißt, daß meine Seele dir gewidmet war? Habe ich darum gelebt, um von einem solchen, wie du bist, verachtet zu werden? O verwünschtes Glück! o noch mehr verwünschte Liebe! Aber ich will gerecht seyn, wo nicht an dir, doch an mir selbst! Mein Tod soll mich auf Einmal von der Verachtung befreien, und von den Vorwürfen meines eignen Herzens.

Als sie dieß sagte, flog sie in das nächste Zimmer, und schloß die Thüre hinter sich zu; es war mir also nicht möglich, ihr zu folgen, wenn ich es auch gewollt hätte. Vor Schmerz und Erstaunen blieb ich auf einige Augenblicke so unbeweglich, wie eine Bildsäule; endlich gieng ich weg; aber mein Gemüth war in solcher Verwirrung über den sonderbaren Zufall, der mir begegnet war, daß ich vor Don Felix kam, ohne durch eine Antwort von Celia vorbereitet zu seyn.

Seine dringenden Fragen rissen mich aus meinem tiefsinnigen Nachdenken; ich erwiederte auf gut

(Erster Band.)

E c

Glück, daß Celia Gesellschaft bey sich gehabt, und daß ich sie nicht hätte sprechen können. Don Felir that einen tiefen Seufzer, und sagte mir, ich müßte also den folgenden Tag wieder zu ihr gehen. Ich that es; aber, o! schöne Nymphen der keuschen Göttinn! wie groß war mein Erstaunen und meine Betrübniß, als mir Celia's Kammermädchen sagte, daß sie todt, und kurz darauf, als ich sie verlassen hätte, in einer Ohnmacht geblieben wäre!

Wäre mein Herz minder zärtlich und dankbar gewesen, als es war, so würde der Tod einer Nebenbuhlerin es nicht so sehr beunruhigt haben. Aber da ich wußte, daß ich selbst die unglückliche, obgleich unschuldige Ursach ihres Todes war, so konnte ich nichts davon hören, ohne die innigste Traurigkeit zu empfinden, welche die Furcht vor des Don Felir Betrübniß dergestalt vermehrte, daß ich beynabe ganz ausser mir war.

Als ich zu Hause kam, fand ich ihn unter den heftigsten Anfällen der Verzweiflung; er hatte die Nachricht von ihrem Tode schon erfahren; keiner von seinen Bedienten wagte es, sich ihm zu nähern; er hieß selbst mich, der sonst sein Liebling war, ihn aus den Augen gehen; der Himmel weiß, mit welchem Widerwillen ich ihm gehorchte! Von diesem traurigen Tage an sah ich ihn nicht mehr; er reiste ab, ohne einem von seinen Freunden oder Bedienten Nachricht zu geben, wohin er sich zu begeben gedachte.

Keine Worte können die Quaaen beschreiben, welche ich über dieß neue Unglück empfand. Da

ich ißt der Gegenwart deſſenigen beraubt war, für den ich allein zu leben wünſchte, ſo wurde mir der Anblick des Tages verhaßt; ich verwünſchte mein Schickſal, meine hoffnungsloſe Liebe, und alles in der Welt, außer meinem Felix.

Dieſer peinliche Zuſtand war zu heftig, um lange zu dauern. Die Natur war zu ſchwach, um ihn auszuhalten; endlich ließ ſeine Wuth nach, und die Hoffnung, die falſche, thörichte Freundin der Liebe, ſtellte es mir noch als möglich vor, glücklich zu werden, wenn ich meinen Felix finden könnte. Dieſer ſchmeichelhafte Gedanke ermunterte mich wieder, ich beſchloß, ihn durch die ganze Welt zu ſuchen, und habe ſchon zwey Jahre darüber zugebracht, ihm nachzueilen.

Der Zufall brachte mich auf dieſe Ebenen, wo mir die ruhige Einſamkeit des Schäferlebens ſehr willkommen war; und da ich alle Hoffnung aufgebe, meinen Felix jemals wieder zu finden, ſo habe ich die Mannskleider abgelegt, und bin als eine Schäferinn durch dieſen Wald gewandert, indem ich noch immer mit Einſamkeit und Thränen die traurige Leidenschaft unterhalte, die mich verzehrt.

Der Himmel, der mir die Gelegenheit verſchafft hat, euch, ſchöne Nymphen, von der Gefahr, die euch drohte, zu befreien, ſcheint mir eine glückliche Veränderung meines Schickſals beſtimmt zu haben. Der erſte Strahl der Freude, der jemals meine Seele ſeit der Abweſenheit meines geliebten Felix beglückte, wurde dadurch veranlaßt, daß ich ein Werkzeug eurer Befreyung wurde. O! möchte dieß

eine glückliche Vorbedeutung von der künftigen Gunst des Schicksals seyn! Wäre es doch der Anfang derjenigen Glückseligkeit, zu welcher der Anblick meines Don Felix mich erheben wird!

Hier endigte die schöne Felismena; und die Nymphen der Diana bestärkten sie in der angenehmen Hoffnung, wegen der Zärtlichkeit und edeln Standhaftigkeit ihrer Liebe, und baten sie alle, bey ihnen zu bleiben, und mit ihnen in dem Vallaste der schönen Felicia zu wohnen, bis das Schicksal sich gegen sie günstiger bezeigen würde. Sie nahm ihr Anerbieten willig an, und gieng mit ihnen zu dem Tempel der Diana. »

Aus dem Auszuge dieser Erzählung wird dem Leser die Aehnlichkeit derselben mit einem Theile des Subjekts in Shakespears beyden Veronesern, von selbst in die Augen gefallen seyn. Die übrigen Umstände nahm er vielleicht anderswo her; vielleicht ward auch jene Erzählung des Montemayor von irgend einem andern Romanschreiber mit einer andern verwebt, in welcher sich die mehrsten übrigen Umstände dieses Schauspiels befanden.

Nur noch ein paar Worte von der Kritik über dieses Stück, womit Miß Lenox den obigen Auszug der Erzählung begleitet. Sie scheint fast allemal zu geneigt zu seyn, den Dichter von der fehlerhaften Seite zu zeigen, undbürdet ihm dann manche Fehler auf, die bloß in dem irrigen Gesichtspunkte ihren Grund haben, aus welchem sie ihn beurtheilte. Selbst die klassische Gelehrsamkeit, die sonst an ihr so rühmlich war, hat hier dieser

Kunststrichterinn im Wege gestanden, und gab ihr einen falschen Maaßstab der Shakespearschen Grösse in die Hand. Sie findet hier z. B., gerade weg, Knoten, Ausführung, Sitten und Gesinnungen dieses Schauspiels fehlerhaft; findet nicht Würde und Feyerlichkeit genug an dem Mayländischen Hofe; tadelt das buhlerische und zugleich bäurische Betragen der Silvia, das Verhalten Valentins bey seiner Liebe, die Unverschämtheit des Speed; bemerkt die Ungereimtheit, daß Silvia von ihrem Thurne herab mit Eglamor laut reden, und so leicht mit ihm davon gehen kann; zeigt die Inkonsistenz in Valentins, die Niederträchtigkeit in Protheus Charakter, u. s. f.

Es wäre sehr leicht, für manche von diesen vermeynten Fehlern das Wort zu führen, und bey dieser Gelegenheit selbst da manche Schönheiten, manche Kunst des Dichters zu entdecken, wo die Kunststrichterinn beydes am meisten zu vermessen glaubte. Allein, warum sollt' ich das Vergnügen dieser Entdeckung nicht lieber jedem Leser von Geschmack und Einsicht überlassen, der nur den Geist und die Manier des grossen Dichters aus dem rechten Gesichtspunkte anzusehen im Stande ist, dessen Verückung, wie gesagt, hauptsächlich an jenen mißverstandnen Kritiken Schuld war? Lieber also, mit Vorbeylassung aller Zergliederungen, noch ein paar Worte über die Urtheile einiger Englischen Kunstrichter von Ansehen über die Sprache und die Aechtheit dieses Schauspiels.

Dope macht die Anmerkung, daß die Schreib-

art der beyden Veroneser weniger figürlich, und weit natürlicher, weit ungekünstelter sey, als der meisten übrigen Stücke dieses Dichters, ob man es gleich für eine seiner ersten Arbeiten hält. Er setzt hinzu, daß er die Ursache dieser Verschiedenheit nicht angeben könne. Sollte dieselbe nicht vielleicht in der Beschaffenheit des Inhalts liegen, und in der ganzen Art, wie der Dichter sich vornahm, denselben auszuführen. Die Schreibart eines Stückes, welches durchgehends auf dem Schauplaze des gemeinen Lebens vorgeht, zu dessen Ausführung keine Maschinen einer fremden Welt, keine Einwirkungen fremder Wesen, keine wunderbare Vorfälle herbeigerufen wurden, mußte wohl natürlicher Weise gleichförmiger und populärer ausfallen, als die Sprache jener, mit dergleichen Hülfsmitteln versehener Stücke, dergleichen die beyden ersten des gegenwärtigen Bandes sind.

Indes hat jene Verschiedenheit einige Kritiker verleitet, die Verfertigung dieses Stückes dem Shakspeare geradezu abzusprechen. Hammer glaubt, der Dichter habe keinen weitem Antheil daran gehabt, als die Einschaltung einiger besonders hervorstechenden Reden. Theobald erklärt es für eins seiner schlechtesten Stücke. Upton endlich schreibt es durchaus einem andern unbekannten Verfasser zu, wenn anders Manier und Schreibart noch etwas entschieden. „Denn, sagt er, auf welche Art pflegen sonst Mahler eine Kopie von dem Original zu unterscheiden? Und haben nicht Schriftsteller ihre eigenthümliche Manier und Schreibart, nach wel-

ken ein wahrer Kunstrichter eben so sicher urtheilen kann, als ein Mahler? „ Die Antwort, welche Johnson hierauf gegeben hat, scheint mir völlig hinreichend und gegründet zu seyn.

Ein Mahler, sagt er, unterscheidet die Kopie von dem Original nach Regeln, die mit denen einige Aehnlichkeit haben, wornach Kunstrichter eine Uebersetzung beurtheilen. Ist dieselbe buchstäblich — und das muß sie seyn, wenn man sie mit der Kopie eines Gemähltes vergleichen will — so läßt sie sich gar bald unterscheiden. Man unterscheidet die Kopie von dem Original selbst dann, wenn der Mahler sein eignes Gemählde kopirt; eben so würde ein Schriftsteller, wenn er sein eigenes Werk buchstäblich übersezt, die Manier eines Originals verlieren.

Herr Upton, fährt er fort, verwechselt die Kopie eines Gemähltes mit der nachgeahmten Manier eines Mahlers. Kopien erkennt man leicht; aber gute Nachahmungen lassen sich nicht mit eben der Gewißheit entdecken, und werden von den besten Kennern oftmals verkannt. Auch ist es nicht gegründet, daß der Schriftsteller allemal Eigenthümlichkeiten hat, die sich an ihm eben so leicht unterscheiden ließen, als an dem Mahler. Die besondre Manier eines jeden entsteht aus dem jedem Künstler natürlichen Wunsche, sich seine nachherigen Arbeiten durch die Zurückrufung seiner vorigen Ideen zu erleichtern; diese Zurückrufung hat jene Wiederholung zur Folge, welche man die eigenthümliche Manier nennt. Der Mahler, an dessen Arbeit sowohl die Hand, als der Verstand Theil nimmt, hat Manieren

der Gedanken, des Auges, und der Hand; der Schriftsteller hat bloß eine Manier der Gedanken. Indes sind doch einige Mahler von sich selbst eben so sehr abgegangen, als von irgend einem andern; und man hat mir gesagt, daß unter Raphaels ersten und letzten Arbeiten sehr wenig Aehnlichkeit ist. Eben diese Verschiedenheit läßt sich auch von Schriftstellern erwarten; und wenn es wahr ist, wie es zu seyn scheint, daß sie weniger gewöhnliche Manier zu haben pflegen, so kann der Unterschied unter ihren Arbeiten noch grösser seyn.

Allcin aus den innern Merkmalen einer Schrift können wir den Verfasser derselben mit Wahrscheinlichkeit, wiewohl selten mit Gewisheit erkennen. Wenn ich dieß Schauspiel lese, so glaube ich in demselben, beydes in den ernsthaften und komischen Scenen, Shakespears Sprache und Denkungsart deutlich zu entdecken. Es ist freylich keine von seinen größten Arbeiten; es hat nicht viel Abstechendes in den Charaktern, noch sehr treffende Schilderungen des Lebens, aber es ist darin mehr Gedanken, mehr *power*, als in den meisten seiner übrigen Stücke; und wenige derselben haben mehrere Stellen, welche einzeln betrachtet, vorzüglich schön sind. Ich möchte noch immer glauben, daß es nicht viel Glück gemacht habe, und der Verderbniß des Textes bloß deswegen entgangen sey, weil es selten gespielt, und folglich den Gefahren des Abschreibens weniger unterworfen gewesen ist.
